Gesellen- Krankenkasse Ephraim Kranzfedern Kranzschleifen. Mustern, daß Schadhaft

...e ist auf ...stor von ...feld ge... gegen Kro... auf seinen ...s Unter... gegen ant... gleichlosen ...vor Ende

...unwetter ...erschlagen ...Wet... ...ree gefal... ...tet, stand

...90 deutsche ...vom 9. bis ...ab. ...ungen an... ...baggangen. ...machen ge...

...heit!

...-

...ung

...ereinsleitung.

...nne unters... ...gliedes des ...Martin ...t sich unter ...Vorstand.

„Muß er wirklich sterben?“ fragt sie und will für ihn bitten, aber der Offizier unterbricht sie laut, daß es der andere hört: „Pah! Was liegt daran! Ein Feigling weniger, der nicht kämpfen will.“

Der Deutsche sieht an ihm vorbei, als wäre er Luft.

„Er lügt, Madame!“ sagt er und hat nur Augen für die kleine schlanke Gestalt, „ich bin desertiert, weil man uns das Leben unerträglich macht, weil unsere Offiziere Bestien sind!“

„Ruhe, Du Hund!“ Die Reitpeitsche des Obersten holt zum Schlage aus, doch eine kleine, feste Frauenhand hält sie zurück. Ihre Stimme klingt drohend: „Herr Oberst! Es ist nicht ehrenhaft, Wehrlose zu schlagen!“

Verärgert läßt er die Gerte auf den Stiefelschaft klatschen. Er ist blaß geworden.

„Ach was! Gehen wir!“ sagt er und bietet seiner Begleiterin den Arm. — —

Es ist Nacht geworden. Wie ein riesengroßes, flitterbesätes Samtzelt überwölbt der afrikanische Sternenhimmel das Lager. Mensch, wie bist du klein! Der Gefangene erschauert vor dieser Unendlichkeit des Weltenraumes. Morgen wird er nicht mehr sein, und doch werden alle die Sterne unverändert ihre Bahn ziehen. Es ist ihm, als träume er. Und doch, er wacht. Er fühlt die Moskitos, die sein Gesicht zerquälen, fühlt die Fesseln, die seine Gelenke wundgescheuert haben, fühlt den stechenden Schmerz der angespannten Muskeln. Dort — am Wachtfeuer steht der Spahiposten im weißen Burnus. Vielleicht wird er einer der fünf Mann sein, die morgen ihre Gewehre auf seine Brust richten werden.

Ein Geräusch in seinem Rücken läßt ihn aufhorchen. Ein dürrer Ast hat geknackt.

„Bst!“ flüstert eine Stimme. „verrate Dich nicht!“ Ein Messer fährt den Stamm der Palme entlang über die Stricke, die ihn umschnürt halten. Wie geköpfte Schlangen fallen sie ab. Das Herz des Gefangenen pocht vor freudiger Erregung. Wer mag der Retter sein? Er möchte sich umwenden, aber er darf es nicht wagen unter den Augen des Postens.

Etwas Hartes drückt sich ihm in die Hand.

„Da, nimm! Ich habe keine andere Waffe!“ Das ist keine Männerstimme. Von den Kameraden ist das keiner.

„Wer bist Du?“ fragt er und tastet nach rückwärts, faßt in weiches Frauenhaar, gleitet über eine Wange.

„Leb wohl!“ flüstert es, und dann greift er ins Leere. Er möchte folgen, aber der Posten ist aufmerksam geworden. Langsam, als ahnte er, daß der Tod auf ihn wartet, kommt er auf ihn zu. Tastend begreift er den Körper des Gefangenen, sucht nach den Fesseln... Da, wie ein Geier, der zustoßen will, lauert der Dolch einen Augenblick lang in der Luft, senkt sich blitzschnell und vergräbt sich in der Brust des Spahis.

Die gefahrvolle Flucht gelang! Dem bereits Todgeweihten schenkte die Freiheit ein neues Leben. — —

Ich habe Hans Burkhard in Abessinien kennen gelernt als Leiter einer am Atbarafluß gelegenen Handelsfaktorei. Auf einem Jagdausflug war ich drei Wochen sein Gast und bin sein Freund geworden. Eines Tages sah ich bei ihm einen sehr schön gearbeiteten, altmaurischen Frauendolch. Ich, der ich schon immer ein Sammler maurischer Kunst war, schlug ihm einen Tausch vor und bot meine beste englische Bockflinte, für die er großes Interesse gezeigt hatte.

Aber er lächelte nur und sagte in seiner ernsten Art: „Ich werde mich von diesem Dolche nie trennen!“

Und dann erzählte er.

So bin ich zu dieser Geschichte gekommen.

Studentenstreiche.

Mitgeteilt von Carl Kahle.

Das Vorrecht zu ausgelassenen Streichen steht der Jugend zu, und da sind es besonders die Musensöhne, denen Laune und Muße manchen Gedanken einflüstern, der zu letzten Endes erheiternden Taten Anstoß ist. Im ernsten Getriebe unserer Tage und bei der Notwendigkeit, möglichst schnell das Ziel des Studiums zu erreichen, ist auch da schon mancher Hemmschuh vorgeschoben worden, aber in den kleineren Universitätsstädten hat sich bis heute viel des Alten bewahrt und wird trotz mancher Gegnerschaft nicht so schnell verschwinden. In größter Blüte stand aber alles, was mit Studentenulk und harmlos-fröhlicher Verhöhnung des Spießertums wie der bewaffneten Macht zusammenhing, noch im Anfang unseres Jahrhunderts, und so mag hier eine wahre Begebenheit erzählt werden, die seinerzeit viel gesunde Freude hervorgerufen hat.

Schauplatz der Tat war eine kleine norddeutsche Universitätsstadt um die Jahrhundertwende. Von ihr war ein Ausflugsort durch einen Küstenfluß getrennt, über den eine Brücke die Verbindung herstellte. Und diese Brücke hatte die unangenehme Eigenschaft, daß ihr Ueberschreiten mit der Entrichtung eines kleinen Obolos' verbunden war, den ein braver alter Wärter einzog. Ging da eines Tages ein fröhlicher Schwarm hinüber, um im Bierdorf Umtrunk zu pflegen. Dem anhaltenden Brückenbetreuer wurde bedeutet, daß der letzte die Schuld begleichen würde. Der ging gemächlichen Schrittes und war ein Eckchen zurück geblieben. Als er den Einzieher erreichte, und zur Zahlung aufgefordert wurde, sprang er seitwärts in des Wassers Feuchte und erreichte schwimmend das andere Ufer.

Diese Gefahr war überwunden, und wie jeder Erfolg, so reizte auch dieser zu neuen Taten an. Nach feuchter Sitzung landete der größte Teil der Schar wieder im Städtchen. Zwei der Teilnehmer aber waren zurück geblieben. Der Gemeindevorsteher hatte an irgend etwas Anstoß genommen und sie kurzer Hand ins Spritzenhaus gesteckt.

Da saßen sie nun, hörten die Kommilitonen singend abziehen und brüteten Stumpfsinn, bis die Dämmerung hereinbrach. Dann stellten sie Versuche an, und in dem Wissen, daß in einem norddeutschen Spritzenhause das Dach ziemlich weit auf den Erdboden herunter reicht, dementsprechend wenigstens an einer Seite die Mauer nur niedrig ist, erprobten sie die Festigkeit der Dachsteine. Natürlich ergab das bald eine Lücke, durch die sie ins Freie entschlüpften, um frohgemut dem winkenden Städtchen zuzuwandern. Das Flüßchen wurde durchschwommen und der Sieg in weiteren Schöppchen gefeiert.

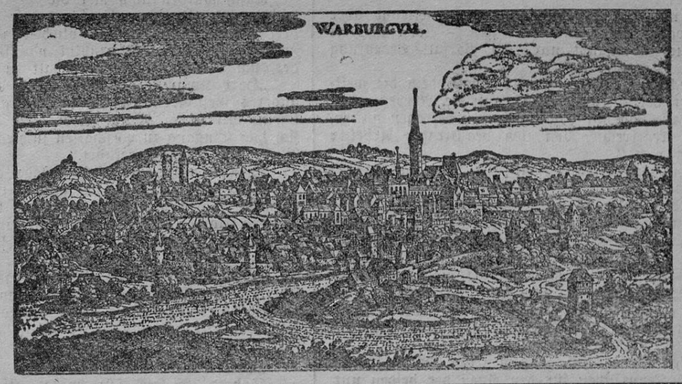
Aber — die berühmten Mächte des Geschickes ließen auch diesmal nicht mit sich spaßen. Die Studenten wurden wegen erneuter Untat auch in der Stadt vom Wächter der Macht erwischt und im großen Buche für ein Mandat wegen groben Unfuges vorgemerkt. Was tun? Zweimal an einem Tage zahlen, war selbst damals für einen studentischen Monatswechsel reichlich viel. So kehrten die beiden getreulich um, durchschwammen wiederum die kühle Flut und kletterten in das Spritzenhaus zurück, um erst einmal ein festes Schläfchen zu halten.

Am andern Morgen wurden sie durch den Diener des Gesetzes geweckt und vor den Ortsgewaltigen geführt. Der kannte seine Brüder von jenseits des Wassers und entließ sie mit einer väterlichen Ermahnung. Oh, nein! So hatten die sich das nicht gedacht. „Wir bitten um eine Bescheinigung, daß wir diese Nacht hier im Spritzenhause eingesperrt gewesen sind!“ Ordnung muß sein, das wußte auch der Gemeindevorsteher, und so erhielten sie den amtlich beglaubigten Ausweis ... „Der Gemeindevorsteher.“

Als nach einigen Tagen das Strafmandat der Stadt eintraf, wurde keck Einspruch erhoben. Der diensteifrige Stadtpolizist mußte wohl in der bewußten Nacht geschlafen haben. Wer weiß, auf welche Art mit den Namen der Aufgeschriebenen Mißbrauch getrieben war und ob nicht tückische Doppelzänger am Werk gewesen. Jedenfalls konnte der Diensteid nicht gegen die Unterschrift des Gemeindevorstehers aufkommen, und so mußten die Geld heischenden Strafmandate zurück gezogen werden.

Die Chronik verschweigt, ob nicht dem pflichtgetreuen Polizisten manches Schöpplein bei nächst passenden Gelegenheiten bewilligt wurde. Nach damaligem Brauch ist es anzunehmen, — und es soll auch heute noch in dieser versöhnlichen Form manchem nicht bösartigen Streich ein ausgleichendes Ende bereitet werden.

Warburger Warte



Beilage zum Warburger Kreisblatt — Erscheint zweimal wöchentlich — Druck u. Verlag des Warburger Kreisblattes

Geeignete Beiträge willkommen. — Nachdruck der Originalbeiträge verboten. — Schriftleiter: Paul Quick, Warburg

Nr. 55 — 10. Juli 1929 — 4. Jahrgang

Alte Schuld.

Roman von R. Kohlrausch

Copyright by Greiner & Co., Berlin NW. 6.

8. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

„Gewiß. Vielleicht kann ich aber, wenn der Herr Photograph mit seinen Aufnahmen fertig ist, inzwischen den Körper der Toten durch ein paar Schutzleute ins Schlafzimmer schaffen lassen?“

„Das wäre sehr gut. Ihrer Ansicht nach war der Tod nicht lange vor Ihrer Ankunft eingetreten?“

„Höchstens anderthalb oder zwei Stunden vorher.“

„Wir kämen damit also auf die Zeit von halb acht bis acht Uhr für die Vollbringung der Tat.“

„Ganz genau. Die Tat ist verhältnismäßig rasch entdeckt worden.“

„Was für uns immer ein Vorteil ist. Also auf Wiedersehen.“

Er ging mit Brennert und Referendar Niemeyer in das nebenan gelegene Boudoir, wo die beiden Zeugen stehend warteten. Der Ausgeher Winter wurde zunächst auf den Korridor beordert; an den Ingenieur Höcker, der ein kleiner, dicker, sehr aufgeregter Herr von einigen vierzig Jahren war, wandte sich nun der Staatsanwalt und sagte:

„Bitte, Herr Ingenieur, was haben Sie zu berichten?“

Der Zeuge, der sich offenbar im stillen oft wiederholt hatte, was er sagen wollte, begann in schnellem, schwer zu unterbrechendem Redefluße seinen Bericht:

„Es ist mir ja furchtbar unangenehm, Herr Staatsanwalt, in solch eine Sache, wenn auch nur ganz von weitem, verwickelt zu werden. Man hat aber schließlich doch als ordentlicher Staatsbürger gewisse Pflichten, die man erfüllen muß, nicht wahr? Und ich wollte deshalb auch heute früh gleich auf die Polizei oder zu Ihnen, Herr Staatsanwalt, gehen, so unangenehm es mir auch war — verzeihen Sie, aber es ist ja nicht persönlich gemeint, — und wollte melden, was ich gestern beobachtet habe. Wie ich dann aber von dem einen Polizisten hörte — Stewecke heißt er —, daß die Herren hierher kämen, da schien es mir einfacher, wenn ich hier wartete, und so habe ich es denn auch gemacht.“

„Das war jedenfalls der einfachste Weg. Und was haben Sie gestern beobachtet?“

„Ich möchte zunächst genau die Zeit feststellen, Herr Staatsanwalt, und es ist mir durch einen Zufall bis auf die Minute möglich. In meinem Arbeitszimmer steht nämlich eine alte Uhr, die man alle acht Tage aufziehen muß, und wenn man es bis auf den letzten Termin hinausschiebt, dann fängt die Uhr an, ganz langsam zu schlagen. Dann ist sie müde, man kann es nicht anders nennen, und so war es gestern. Ich hörte, wie sie so müde schlug, und zog sie auf. Daher weiß ich, daß es genau drei Minuten über vier war.“

„Sehr gut.“

„Ich war schon im Ausgehen, hatte den Hut bereits auf dem Kopf, als die Uhr so müde schlug. Ganz genau vier Minuten nach vier Uhr muß es demnach gewesen sein, als ich das Treppenhaus betrat. Es war um diese Tages- und Jahreszeit bei dem trüben Wetter schon sehr dämmerig darin, aber das elektrische Licht wird immer erst um fünf Uhr angezündet, weil ja der Magistrat sich auf die Herabsetzung des Tarifs noch nicht einlassen will. Darum fiel es mir auf, daß am Treppenpodest hier im ersten Stockwerk das Licht bereits brannte.“

„Hier bei der Kunewka?“

„Ganz genau, Herr Staatsanwalt. Aber das war nicht alles. Ich hörte vor ihrer Wohnung lebhaft sprechen, und als ich um die Treppenbiegung hinunterkam, sah ich die Schauspielerin hier in der offenen Korridortür stehen und mit zwei unheimlich aussehenden Burschen verhandeln.

Unheimlich muß ich sie wirklich nennen. Es waren ein paar Burschen, so von zwanzig, einundzwanzig Jahren ungefähr, in Arbeiterkleidung, mit blauen Kitteln, die üblichen Kappen auf dem Kopf und mit allerhand Werkzeug in den Händen. Der eine sagte, das habe ich deutlich und genau gehört: „Aber der Hausherr hat uns aufgetragen, wir sollten heute noch die Leitung nachsehen. Es wäre nötig.“ Ob der Bursche von der Wasserleitung sprach oder von der elektrischen, kann ich nicht sagen. Vielleicht von der elektrischen, weil ja das Licht hier bereits aufgedreht war, vielleicht aber hatte die unglückliche Schauspielerin nur Licht gemacht, um zu sehen, mit wem sie zu tun hatte. — Die Kunewka war eine resolute Person, dafür hatte ich gerade gestern den Beweis,“ fuhr Herr Höcker fort. „Eine andere hätte sich womöglich einschüchtern lassen, weil der Bursche so dezidiert sprach, und hätte ihn in die Wohnung hineingelassen. Sie aber sagte ganz entschieden, mit ihrer schönen Stimme, die man so gern auf der Bühne hörte: „Ich habe jetzt keine Zeit für Sie. Kommen Sie morgen wieder, wenn meine Jungfer zu Hause ist.“ Und kaum gesagt, schlug sie den beiden die Tür vor der Nase zu.“

„Das ist ein sehr bemerkenswerter Vorgang.“

„Nicht wahr?“

„Ich danke Ihnen, Herr Höcker. Und wie verhielten sich die beiden Burschen? Haben Sie sonst noch etwas gehört?“

„Die beiden machten lange Gesichter, und einer von ihnen sagte zum andern: „Na, denn nicht.“ Das war alles. Damit begaben sie sich auf den Abmarsch und gingen langsam vor mir die Treppe hinunter.“

„Zu jener Zeit sind sie also sicher nicht in die Wohnung gelangt?“

„Sicher nicht, Herr Staatsanwalt. Vielleicht aber können sie später wiedergekommen sein — weil ich das denke, habe ich überhaupt nur dem Vorfall Bedeutung beigelegt.“

„Ganz recht,“ sagte der Staatsanwalt, dem die weitschweifige Art des Zeugen etwas auf die Nerven ging. „Wir werden zunächst nun den Hausherrn befragen müssen, ob sich's um regelrechte, von ihm beauftragte Arbeiter handelte oder nicht.“

„Verzeihen Herr Staatsanwalt, ich habe das bereits getan. Der Hausherr ist ganz erstaunt gewesen und hat es rundweg verneint. Also dürfte man es doch wohl als erwiesen ansehen, daß die Burschen sich unter einem falschen Vorwand haben Eingang verschaffen wollen, wie man dies ja manchmal in der Zeitung liest. Sicher haben sie nichts Gutes im Schilde geführt, diese Schurken!“

„Das alles ist mir sehr interessant, Herr Höcker, ich werde nachher auch noch den Hausherrn zu Protokoll vernehmen lassen. Beschreiben Sie uns jetzt nur noch die beiden Burschen so genau wie möglich.“

Herr Höcker tat es mit großem Eifer, wußte jedoch als besonderes Kennzeichen für den einen der beiden nur anzugeben, daß er eine große Narbe quer über der rechten Backe gehabt habe.

„Sie würden ihn wiedererkennen, ihn und den anderen?“

„Ganz bestimmt, Herr Staatsanwalt; sie waren ja hell beleuchtet, und ich habe sie mir genau angesehen, weil mir ja die ganze Sache von vornherein einen verdächtigen Charakter zu haben schien.“

„Gut. Haben Sie sonst noch etwas zu bemerken?“

„Ich wüßte nicht, Herr Staatsanwalt, ich wüßte wirklich nicht.“

„Dann hätten Sie jetzt nur noch das Protokoll anzuhören und zu unterschreiben. Wir aber könnten hinterher den anderen Zeugen vernehmen.“

Protokollverlesung und Unterschrift erfolgten ohne Störung, und Herr Höcker empfahl sich mit vielen Verbeugungen, immer noch sehr aufgeregt.

Der Ausgeher Christian Winter wurde nunmehr hereingerufen und vom Staatsanwalt nach Feststellung seiner Personalien freundlich befragt.

„Nun, was haben Sie zu berichten, junger Mann? Warum sind Sie hierhergekommen?“

„Ja — der Herr hat mir doch gesagt, ich soll hergehen.“

„Welcher Herr?“

„Nun, der Herr Wolf.“

„Ach, das ist wohl der eine Mitinhaber Ihrer Firma, nicht wahr?“

„Ja, ganz genau.“

„Und warum hat er Sie hergeschickt?“

„Ja, weil ich doch gestern abend auch hier gewesen bin.“

„Gestern? Hier in der Wohnung?“

„Ja, ganz genau. Weil das gnädige Fräulein, das nun tot ist, gestern um dreiviertel auf sechs Uhr noch in unserem Geschäft gewesen ist und allerlei gekauft hat: Austern und Hummer und Gänseleberpastete. Und weil ich doch den Auftrag hatte, die Sachen herzubringen.“

„Wann war das? Wissen Sie es bestimmt anzugeben?“

„Ja, ganz genau. Weil und indem sie nämlich gesagt hatte, die Sachen sollten spätestens bis um sieben Uhr hier sein, und ich bin auch zu rechter Zeit fortgefahren und wäre ganz genau um sieben Uhr hier gewesen. Aber da ist mir was an einem Rade passiert, und ich habe das erst machen lassen müssen, und ich bin darum erst kurz vor halb acht Uhr hierhergekommen. Und das gnädige Fräulein hat mir selbst aufgemacht und ist sehr aufgeregt gewesen und hat mich gescholten, weil ich so spät kam. Aber wie ich ihr gesagt habe, warum und weshalb, ist sie gleich wieder gut geworden und hat mich freundlich angelacht und hat mir doch noch ein Trinkgeld gegeben, was ich gar nicht erwartet und eigentlich auch gar nicht verdient hatte, weil und indem ich doch unpünktlich gewesen war.“

„So, und dann sind Sie gegangen?“

„Ja, dann hat sie die Tür zugemacht, und ich bin gegangen. Und das ist alles, was ich dem hohen Gerichtshof zu melden habe.“

„Gut — es ist gut.“

Rasch wurden auch hier die Protokollformalitäten erledigt, und Christian Winter durfte sich entfernen. Die drei Herren der Behörde blieben allein. Der Staatsanwalt ging einen Augenblick nachsinnend auf und nieder, um dann vor Brennert halt zu machen.

„Herr Kommissar, die Sache gewinnt nun doch ein anderes Gesicht. Freilich — der brave Christian Winter scheint mir unverdächtig. Aber diese beiden Burschen, die sich hier Eingang zu verschaffen suchten, haben sicher nichts Gutes im Schilde geführt.“

„Sicher nicht. Und ich gestehe dem Herrn Staatsanwalt gern ein, daß ich mich anscheinend auf einer falschen Fährte bewegt habe, wenn ich —“

Ein Klopfen an der Tür ertönte, und auf das „Herein!“ Lüdemanns betrat ein Polizist das Zimmer mit der Meldung:

„Herr Regierungsrat Düringer läßt fragen, ob er den Herrn Kommissar hier sprechen könnte?“

Brennert wies mit einer Handbewegung auf den Staatsanwalt, und an seiner Stelle gab dieser die Antwort:

„Er soll eintreten.“

Sobald sich die Tür wieder geschlossen hatte, sahen die beiden einander mit bedeutungsvollem Blick in die Augen, und Lüdemann sagte: „Der Regierungsrat kommt hierher — in das Haus der Ermordeten — das ist auf alle Fälle beachtenswert — so oder so.“

„Sehr beachtenswert“, wiederholte der Polizeikommissar.

Es dauerte nur einen Augenblick, bis die Tür sich wieder von außen öffnete und in ihrem Rahmen Düringers kraftvolle Gestalt erschien. Die gelbliche Hautfarbe seines Gesichtes war auffallend blaß, und er mußte für die Dauer einer Sekunde tief aufatmend um Fassung ringen, bevor er sprechen konnte. Dann ging er mit leichter Verbeugung auf Brennert zu und sagte:

„Herr Kommissar, ich suchte Sie auf Ihrem Bureau, dort wurde mir aber gesagt, ich würde Sie hier finden.“

Brennert wies auf Lüdemann und sagte:

„Das trifft sich gut, Herr Regierungsrat. Sie können Ihre Mitteilungen sogleich dem Herrn Staatsanwalt selber machen.“

Es gab Düringer einen leisen Ruck, als er sich so dem Staatsanwalt gegenübergestellt sah, doch er wandte sich dann schnell gefaßt ihm zu, stellte sich vor und sagte:

„Der Herr Kommissar machte mir gestern abend noch die Mitteilung, daß mich die Jungfer der — des Fräulein Kunewka hier im Hause gesehen haben will. Ich stelle das nach wie vor ganz entschieden in Abrede; ich war gestern abend nicht hier im Hause. Aber der unerwartete Besuch des Herrn Kommissars hatte mich so verwirrt gemacht, daß ich auf eine mir heute selbst unbegreifliche Weise versäumt habe, gleich zu sagen, was ohne weiteres die Behauptung von meiner Anwesenheit hier widerlegt hätte.“

„Bitte, nehmen Sie Platz, Herr Regierungsrat, und lassen Sie uns die Sache einmal in aller Gemütsruhe bereden. Sie haben also gestern vergessen, einen wichtigen Punkt anzuführen?“

„Allerdings!“

„Und was ist es?“

„Darf ich zunächst noch eine Frage tun? Ich wüßte gern die genaue Zeit, wann mich die Jungfer hier gesehen haben will.“

„Um halb neun Uhr ungefähr. Ein paar Minuten vorher oder nachher.“

„Gut. Ich kann demgegenüber einen Zeugen anführen, der von ein Viertel nach acht Uhr bis etwa zehn Minuten vor neun mit mir zusammengewesen ist.“

„Wirklich? Das würde ja die Angaben der Jungfer gründlich widerlegen.“ Der Staatsanwalt warf Brennert einen Blick zu, der einen kleinen Triumph bekundete, und fragte gleichzeitig: „Wer war denn dieser Zeuge?“

„Ein alter Freund von mir, Julius Rittner mit Namen, ein vermögender Junggeselle der draußen in der Vorstadt Grenz jetzt ein paar Monate in der Pension Herbart gewohnt hat.“

Das Fräulein mit dem grünen Hut.

Humoreske von Harry Wien.

Die Stadt war ganz blank vor Sonne gewesen. Alles hatte geblitzt. Der Asphalt, die Häuserfassaden, die Fensterscheiben, die Augen der Menschen.

Der bunte Sommer hing mitten in der Stadt und schlang seine Girlanden von Straße zu Straße.

Und es war heiß!

Die Limonadenverkäufer machten ein vorzügliches Geschäft. Die Obstkarren wurden mit Schnelligkeit ihre Ware los. Die Herren lüfteten ihre Hüte und tupften sich mit dem Taschentuch die Schweißtropfen von den Schläfen.

Auch Herr Mayer stand am Marktplatz und gab sich dieser Beschäftigung hin. Er hatte aus der obersten Tasche seines hechtgrauen Anzuges ein lila Tüchlein genommen und bearbeitete damit die linke Schläfe, in der ein Migräneschmerz stach und brannte. Aber schnell setzte er den Hut wieder auf, um sein rotes Haar zu verdecken, denn er sah auf hohen, schlanken Beinen das Fräulein mit dem grünen Hute quer über den Markt kommen.

Er war so in ihren Anblick vertieft, daß er nicht beobachtete, wie sich das Himmelspanorama veränderte. Er sah nicht die Verfinsterung, die von oben hereinbrach, er sah nur die blanken Schuhe des Fräuleins und das metallische Glänzen ihrer Seidenstrümpfe. Ein turbanartiges Gewinde umschloß so eng ihr Haar, daß nicht ein Zipfelchen davon hervor lugte. Nur ein Stück der Stirn war vom gefälteten Rand dieser grünen Seide freigelassen.

Herr Mayer erglühte vor Entzücken, so weit das Erglühen bei dieser Hitze noch möglich war. Sein Herz hüpfte wie ein junges Böcklein auf der Frühlingsweide. Der Migräneschmerz in seiner Schläfe war wie fortgeblasen.

Er beschloß, nun auch seinerseits so den Markt zu überqueren, daß er dem Fräulein mit dem grünen Hute begegnen mußte. Aber gerade, als er sich anschickte, den Bürgersteig zu verlassen, öffneten sich die Schleusen des verfinsterten Himmels.

Die Wasser platzten herab, als leiteten sie eine neue Sintflut ein. Die Regentropfen, vermischt mit erbsengroßen Hagelkörnern, prasselten auf das Pflaster.

Die vielen Menschen auf dem Markte stoben auseinander wie eine Herde, in die ein Wolf einbricht. Sie suchten Schutz in Hauseingängen und Toren. Herr Mayer wurde von der fliehenden Menge mit fortgerissen. Er wußte garnicht, wie ihm geschah. Mit der einen Hand hielt er sein Stöcklein umklammert, mit der anderen preßte er krampfhaft das Strohhütlein auf seine Schädeldecke, denn ein wütender Windstoß, der über den Markt fegte, schickte sich an, ihm die Kopfbedeckung zu entführen.

Er fand sich wieder in einem Hauseingang, dicht umstanden von Schultern, Köpfen und Hüten. Gegen seine rechte Hüfte stemmte sich der spitze Ellenbogen eines dürren Greises, seine linke Wange war bedroht vom gezückten Lorgnon einer kurzsichtigen Dame. Nach seiner Hand schnappte ein Dackel, den ein Gymnasiast im Arme hielt.

Herr Mayer ertrug geduldig die Gefahren seiner nächsten Umgebung. Was waren der schnappende Dackel, das gezückte Lorgnon, der spitze Ellenbogen, verglichen mit dem Schmerz, um die Begegnung mit dem Fräulein gekommen zu sein? Wohin mochte sie der Wirbel getrieben haben?

Herr Mayer stellte sich auf die Zehenspitzen, um über seine Vorderleute hinweg blicken zu können und Umschau zu halten. Da sah er drüben — o Wunder — aus dem Knäuel der Zusammengedrängten einen grünen Hut hochstreben. Er sproß empor wie ein Blattknöspchen. Dem Hute folgte ein Köpfchen, dem Köpfchen eine Gestalt, die sich Ellenbogenfreiheit verschaffte und dem Vordergrunde zustrebte.

Da ward Herrn Mayer nicht anders zumute, als winke drüben mit Gefunkel und Geprahle die offene Himmelstüre selbst ... Er tat etwas ganz Närrisches.

Er bahnte sich einen Weg, und, indessen ihn rechts und links die Regentropfen und Hagelkörner umsprangen, schritt er schnurstracks über den Markt.

Aller Augen starrten entsetzt auf den kleinen, patenten Herrn, der, den Donner zu Häupten, furchtlos durch das Unwetter ging. Der Mut — der ihm im strahlenden Sonnenschein gefehlt — der Mut, das Fräulein mit dem grünen Hute anzusprechen — kam ihm im Toben der Elemente.

Wie eine abgebrannte Rakete davon schießt, durch nichts mehr zu hemmen in ihrem Lauf, nahm Herr Mayer seinen Weg und stand — entzückt, triefend und atemlos vor dem grünen Hute, unter dem ihm zwei blaue Augen entgegen lächelten. — —

Wer sagt, daß Sonne und ein heiterer Himmel nötig sind, um ein Glück erblühen zu lassen, der hat nicht erwogen, wie vielfach und oftmals wunderlich die Saat ersprießt, welche die Hand des Schicksals auswirft. Hier erblühte ein Glück unter verfinsterten Wolken, aus denen es goß, plätscherte, prasselte. Es war in nichts von einem Glücke zu unterscheiden, das Wärme und Licht zum Erblühen bringt. Es war ein recht starkes Pflänzchen mit so viel Knospenansätzen, daß man um seinen Fortbestand keine Sorge zu haben brauchte.

Sie waren so vertieft, so versunken ineinander, so beschäftigt damit, Kundschafter auszusenden von Herz zu Herz, daß sie gar nicht merkten, wie sich oben die schwarzen Wolken verzogen, wie der Regen so plötzlich aufhörte, wie er gekommen, wie die Leute von ihren geschützten Plätzen aus hineinströmten in das neu sich regende Getriebe des Marktes. Bald standen sie in dem großen, weiten Toreingang ganz allein.

Als sie sich endlich umsahen, da war die Stadt blank vor Sonne. Alles blitzte. Der Asphalt, die Fensterscheiben, die Augen der Menschen. Der bunte Sommer spannte wieder seine blühenden Girlanden von Straße zu Straße.

Sie hätten sich nun verabschieden müssen. Jeder hätte in einer anderen Richtung davongehen sollen. Aber dazu verspürten sie keine Lust. Sie traten in ein Kaffeehaus und steuerten auf eine Ecknische zu. Dort gab es nur das übliche Sammetsofa, ein rundes Tischchen mit zersprungener, gefleckter Marmorplatte, auf dem ein einsamer Aschenbecher stand. Ihnen aber schien dieses prosaische Eckchen von einem leuchtenden Baldachin überdacht zu sein.

Sie setzte sich und sah in ihrem geblümten Kleidchen aus wie die Frühlingsgöttin selbst. Herr Mayer aber erblaßte. „Ich nehme nämlich den Hut nicht gern ab“, stotterte er. „Ich habe leider — leider rote Haare ...“

Da lächelte das Fräulein mit dem grünen Hut. Sie griff mit beiden Händen nach ihrem schmalen Köpfchen und zog das Blattknöspchen aus Seide fort. Zum Vorschein kam ein Bubenkopf mit gescheiteltem, glänzendem, kupferfarbenem Haar.

Herr Mayer seufzte, betäubt vor Glück, und stammelte: „Ich habe nicht gewußt, daß rotes Haar so schön ist!“

Flucht aus der Fremdenlegion

Skizze von A. Steininger.

Sie haben ihn an eine Palme geschnürt mit rückwärts hochgezogenen Händen, daß jede seiner Muskeln gespannt ist wie auf einer Folterbank. Sein letzter Fluch wird diesen Spahis gelten. Schon war er frei, da haben sie ihn eingeholt und zurückgebracht zur Legion. —

Es wird Abend. Von den Lagerfeuern her tönt schwermütig der gedämpfte Gesang der Kameraden. Es hat ihm keiner zugewinkt, als sie ihn einlieferten. Nicht einmal heimlich. Die Strafen sind viel zu streng.

Drüben aus dem weißen wellblechgedeckten Offiziersbungalow tritt der Colonel mit seiner Geliebten, dieser kleinen schwarzhaarigen Südfranzösin aus der Provence. Sie gehen spazieren vor das Lager wie jeden Abend. Ganz nahe an der Palmenarubbe kommen sie vorbei. Sie lacht über ein Witzwort ihres Begleiters. Silbern hell klingt dieses Lachen, aber jäh verstummt es. Sie hat den Gefangenen gesehen in seiner qualvollen Fesselung und erschrickt vor dieser Vision eines Gekreuzigten.

„Was hat der Mann verbrochen?“ fragt sie angstvoll erregt und greift nach dem Arm des Obersten.

Der zuckte geringschätzig die Achseln.

„Ein Deserteur! Morgen früh wird man ihn füsilieren!“

„Oh!“ sagt sie, und all ihr Bedauern liegt in diesem einen Wort. Er tut ihr leid, dieser Deutsche mit dem ernsten, sonnverbrannten Gesicht und den hellblauen Augen. Wie oft hat sein Blick den ihren gesucht, wenn sie an der Seite des Colonels durch das Lager ging.